



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Wald und die wachsende Landeskultur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

noch am meisten entbehrt und durch praktische Kenntnisse und Lebenserfahrung ersetzt werden. Wichtiger als der Landrat war damals der Steuerrat, und dieser war mindestens ein tüchtiger Routinier. Eine besondere Genugtuung ist es für mich, darauf hinweisen zu können, daß auch nur wenige der altpreußischen Verwaltungsbeamten aus der Justiz hervorgegangen waren. Und dabei waren die damaligen Juristen für eine Tätigkeit in der Verwaltung gar nicht übel vorbereitet. Die Privatrechtswissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts, der sogenannte *usus modernus pandectarum*, ist durch und durch praktisch und gleicht gar nicht der Begriffsjurisprudenz unsrer Zeit, die erst von Savigny und seiner Schule aufgebracht worden ist. Man wird deshalb annehmen dürfen, daß auch die gerichtliche Praxis von diesem Geiste durchdrungen war. Vor allem aber kommt für Preußen in Betracht, daß die Landesjustizkollegien, die damaligen Regierungen, die für die Heranbildung der staatlichen Justizbeamten hauptsächlich wichtig waren, bis zur vollständigen Trennung der Justiz und der Verwaltung im Anfang des vorigen Jahrhunderts, halbe Verwaltungsbehörden waren. Sie waren für zahlreiche Angelegenheiten zuständig, die wir heute ohne weiteres zu den Verwaltungssachen rechnen, zum Beispiel für Schulsachen, die Staatsaufsicht über die Verwaltung der äußern Kirchensachen, die Durchführung der Agrargesetzgebung und dergleichen. So hatte also damals auch der Jurist reichliche Gelegenheit, sich darin zu üben, auf Grund von Zweckmäßigkeitsermägungen zu entscheiden. Seit der Einrichtung der Kammerjustizdeputationen im Jahre 1782 wurden außerdem, wie ich früher erwähnt habe, bei diesen Behörden zahlreiche Juristen für den Verwaltungsdienst ausgebildet. Aus dieser Laufbahn ist zum Beispiel der Geheime Rat Frieße hervorgegangen, der einen wesentlichen Anteil an den Organisationsgesetzen von 1808 und der folgenden Jahre hatte.

(Fortsetzung folgt)



Der Wald und die wachsende Landeskultur

O Täler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächtger Aufenthalt.



Underbar klopft uns das Herz, wenn wir auf einem der mittlern Gipfel des Harzes stehn und unser Auge über das schier unermessliche Wipfelgewoge ringsum gleiten lassen. Von Viktorshöhe im Ostharz oder vom Knollen im Westharz sieht man quadratmeilenweit ringsum nichts als bewaldete Berge, erst in weiter Ferne verkündet ein hellerer Streifen am Horizont die Ebne mit ihren goldnen Kornfeldern, ihren Städten, ihrem lauten und unruhigen Hasten. Hier aber auf den Bergen nichts als weltentrückte Stille. Lautlos schwebt ein Falke, seine Kreise ziehend, in den Lüften; allenfalls ein feines Säusen

des Windes in den grünen Tannen und das liebliche Geläute einer auf waldumschlossener Matte weidenden Herde, sonst vernimmt unser Ohr nichts, wenigstens nicht, wenn wir frühmorgens vor dem Schwarm der Touristen heraufgestiegen sind, oder auf gute Wegekunde vertrauend, bis in die Abenddämmerung hinein ausharren. Es ist gerade der Deutsche, dem der Wald mehr ans Herz gewachsen ist als andern Völkern. Am Fuße seiner alten Eichen steht er ehrfurchtsvoll und erschaut die ferne Vergangenheit, wo sein Volk, selber einem knorrigen jungen Riesen vergleichbar, aus diesen Wäldern hervorgegangen ist. Und wandelt er unter dem dichten Dach ihrer Buchen dahin, so kommt wohl ein Traum über ihn, als sei die gotische Kirchenbaukunst mit ihren hohen, ahnungserweckenden Gewölben nur eine Nachahmung der Hallen dieser Äste und Zweige. Freilich ist es nur ein Traum, denn die Kunstgeschichte lehrt unwiderlegbar, daß die Gotik aus rein künstlerischen Motiven Schritt vor Schritt aus dem romanischen Stil hervorgegangen ist, und daß sie naturalistische Anwendungen erst im Zeitalter ihres tiefsten Verfalls hatte. Überhaupt ist Naturgefühl, diese seelische Beziehung zwischen der Stimmung der unbelebten Welt und uns, ein erst der neuesten Zeit angehörendes Merkmal. Noch nicht zweihundert Jahre geht es zurück. Anzeichen, die jenseits liegen, sind äußerst spärlich und mehr zufällig. Die hochentwickelte antike Dichtung hat nichts davon. In der Bibel kommen wundervolle Verse vor, die man mit Naturgefühl in Verbindung bringen könnte. „Und nähme ich Flügel der Morgenröte und flöhe bis ans fernste Meer . . .“ was könnte herrlicher sein! Aber dem Verfasser ist dies keine selbständige Poesie gewesen, sondern nur einer jener zahllosen bilderreichen Ausdrücke der hebräischen Weltanschauung zur Erläuterung der Allmacht Gottes. Vergangnen Geschlechtern war der wilde Wald schaurig, der Inbegriff der Unsicherheit gegen Raubtiere und raubende Menschen. Erst als er bezwungen war, als Wölfe, Bären und Luchse seltne Ausnahmeerscheinungen geworden waren, als der Arm der Obrigkeit überall fühlbar war, und Wege überall die endlosen Reviere zugänglich gemacht hatten, kam die ruhige Freude an den Riesen des uralten Forstes, an rauschenden Waldbächen, grünfeuchtem Moosgrund und an dem Frieden des im Gebüsch äsenden Wildes.

Als die Nebel einer fernen Vergangenheit zuerst einer geschichtlichen Kunde Platz machten, war unser Vaterland fast völlig vom Walde bedeckt. Die Felder, wo man Korn baute, waren spärlich; das Vieh weidete im Walde. So war es in ganz Mitteleuropa, ausgenommen in den Steppenländern, denn dort pflegt die Sommerhitze und die Sommerdürre die Vegetation auszurotten bis auf den Samen einjähriger Gewächse, der bis zur nächsten Regenzeit ausharren kann. Der französische Astronom Camille Flammarion entführt seine Leser in phantasievollem Fluge auf eine Entfernung von der Erde, zu deren Durchmessung das Licht zweitausend Jahre gebraucht. Mit Staunen erschaut, wer aus dem Zaubermantel herausguckt, Gallien ganz und gar im Schmucke dichter grüner Wälder. Von Germanien wäre dasselbe zu sagen gewesen. Aber um das Mittelmeer herum fing es schon an, anders auszusehen. Schon waren in den Ebenen meist die Wälder gelichtet; das Holz war in Flammen

aufgegangen, auch zum Bau von Häusern und von Schiffen benutzt worden. Salomo will einen Tempel bauen, bei dem Holz eine große Rolle spielt. Obwohl das nahe Gebirge Juda, das noch heute von Niederwald bedeckt ist, einst weite Forsten getragen haben muß, findet der König die rechten Stämme dort schon nicht mehr, er sendet zum König Hiram von Phönizien, und dieser liefert ihm die prächtigen Balken der Zeder vom Libanon. Heute ist nicht nur die Zeder dort bis auf einige dreißig Exemplare ausgestorben, sondern der Libanon und der Antilibanon sind kahl, vom Walde entblößt und im Sommer fast verdorrt.

In allen Mittelmeerländern hat sich das Verhängnis der Entwaldung vollzogen. Man hat rücksichtslos die Stämme weggehauen, ohne für Wiederanpflanzung zu sorgen. Die Ziegenherden ließen und lassen noch heute keinen Nachwuchs aufkommen. Ist der Wald ausgerodet, so hören die Wurzeln auf, das dichte Geflecht über dem Gestein zu bilden, das die weiche Krume haften läßt, die wie ein Schwamm die Regentropfen aufsaugt und lange festhält, sodaß mit dem hervorsickernden Wasser die unterhalb liegenden Felder und Fluren noch in dürerer Zeit getränkt werden können. Ohne den Halt des Wurzelgeflechtes kann die Krume dem Regen nicht widerstehen, weder dem leise nagenden der Alltäglichkeit, noch den mächtigen Wolkenbrüchen, die als Katastrophen auftreten und in Berggrutschen auf einmal ganze Gehänge kahl scheuern, sodaß der nackte Fels zutage tritt, auf dem weder das Himmelsnaß noch die Wurzel des Baums ihren Halt findet. Mit plötzlicher Gewalt treten fortan die Gewitterregen auf. Alle weiche Erde mit ihrem Humus schleppen sie stromabwärts hinaus, bis sie im Meere Ruhe findet. Alte Häfen erhalten auf diese Weise mit der Zeit eine Lage tief im Lande, so Ephesus, Milet. Das greifbarste Beispiel ist Pisa, das noch in den mittlern Zeiten des Mittelalters eine verkehrsreiche Seestadt war. Als man das Arnogebiet abholzte, kamen Massen von Erdreich von den Bergen herunter, die an beiden Seiten der Arnomündung so viel Anschwemmungsland bildeten, daß Pisa heute sechs Kilometer vom Meer entfernt liegt, und der Arno dort keine Spur von Schiffbarkeit mehr hat. Auf den nackten Felsen können selbstverständlich weder Wälder noch Felder noch Wiesen gedeihen. Sie sind auf eine unabsehbare Zeit zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Die verhängnisvollen Folgen sieht man an den größten Teilen des Apennin, der dalmatischen Küste, in ganz Griechenland, Kleinasien, am Libanon, in der Kyrenaika, in Tunis, Algier und Marokko, in vielen Teilen Spaniens. Sizilien, einst die Kornkammer Roms, ist jetzt eine in der Hauptsache felsige, dürftige Insel. Attika, zwar schon im Altertum als trocken bekannt, aber doch noch die Heimat eines gedeihenden Bauernstandes, ist jetzt eine öde Landschaft; ebenso die Inseln des griechischen Archipels, die früher dem regen Volke der Jonier Nahrung gaben. Wenn man auf der Akropolis zu Athen steht und ringsum schaut, so sieht man die starren, kahlen Wände des Hymettos, des Pentelikon und des Parnes und wundert sich nicht, daß die kleinen Ebenen nur ein ärmliches Volk ernähren. Fährt man mit der Eisenbahn von Rom nach Neapel, so hat man zur Linken eine im heroischen Stil großartige Landschaft. Unaufhörlich wechseln die großen amphitheatra-

lischen Szenerien. Aber vom Standpunkte der Landeskultur betrachtet ist das Bild todtraurig. Ehe Italien nicht zur Wiederbeforstung des Apennins kommt, wird seine Landwirtschaft immer unbedeutend bleiben. Das aber ist auf unabsehbare Zeit nur auf bevorzugten Orten möglich. Und wo es möglich ist, da kommt man nicht dazu, weil die Rücksicht auf die Ziegenherden es verbietet. Denn diesen wagt man nicht den Zutritt zu versperren. Wo sie aber hinkommen, da fressen sie jeden ein-, zwei- oder dreijährigen Baum ab.

Glücklicherweise steht Deutschland zu diesen Ländern in einem ausgesprochenen Kontrast. Unser Vaterland gehört zu den walddreichsten Ländern Europas. In Mitteleuropa wird es von Österreich-Ungarn nur wenig übertroffen, während Frankreich weit zurückbleibt, und England nahezu waldblos ist. Die skandinavische Halbinsel sowie das mittlere und nördliche Rußland sind uns allerdings „über.“

Nach absolutem Maßstabe gemessen ist Rußland das walddreichste Land Europas. Es hat 187 Millionen Hektar mit Wald bestanden. Aber mit was für einem Walde! Von geordneter Forstwirtschaft, die für Wiederbepflanzung und rechtzeitigen Nachwuchs sorgt, kann kaum irgendwo die Rede sein. Eisenbahnen sind in die Waldregionen vorgestoßen; Milliarden und Abermilliarden Stämme haben sie entführt, und dann hat man das Areal liegen lassen, es der Natur überlassend, ob sie in langem Zeitraum aus dem Gestrüppwald wieder einen Hochwald schaffen wird. Man hat also einfach das Kapital verfilbert. Nach Abholzung der Wälder ist der Güterverkehr der Waldbahnen stark zurückgegangen. Die Waldfläche Rußlands ist deshalb keineswegs ohne weiteres als ergiebiger Forst anzusehen. Aber es ist doch interessant, daß sie dreieinhalbmal so groß ist wie das ganze Deutsche Reich und dreizehneinhalbmal so groß wie die Waldfläche Deutschlands. Dabei ist die Tundra, d. h. das mit Gestrüpp bedeckte Areal im Norden, wo auch im Sommer nur die Oberfläche auftaut, im tiefen Boden, der gefroren bleibt, Bäume also gar nicht wurzeln können, nicht mitgerechnet. Der Norden südlich von der Tundra ist die Waldzone Rußlands. Das Gouvernement Wologda ist zu 89 vom Hundert mit Wald bedeckt, Olonez mit 65 vom Hundert. In den dünn bevölkerten nördlichen Gouvernements fallen auf den Kopf der Bevölkerung 21 bis 95 Hektar Wald. Dagegen ist die südrussische Steppe ganz waldbarm; auf den Kopf der Bevölkerung gibt es dort nur 0,1 Hektar, gegen 0,25 in Deutschland.

Gleich an der zweiten Stelle erscheint Finnland mit 20219000 Hektar Waldfläche. Nicht weniger als 63 vom Hundert des ganzen Landes sind mit Wald bedeckt, und 7,50 Hektar Wald fallen auf den Kopf der Bevölkerung. Das ist zwar nicht so viel wie in den Gouvernements Wologda und Olonez, aber weit mehr als irgendein europäisches Land als Ganzes verzeichnet. Schweden hat beinahe ebensoviel, nämlich 19591000 Hektar, worauf Österreich-Ungarn mit 18791000 Hektar folgt. Dann kommt Deutschland mit 13996000 Hektar an der fünften Stelle.

Eine mittlere Stellung nehmen ein: Frankreich mit 9609000 Hektar, Spanien mit 8484000, Norwegen mit 6818000, die Türkei (ohne Bosnien

und Bulgarien) mit 4 500 000, Italien mit 4 176 000, Bulgarien mit 3 041 000 Hektar. Großbritannien hat nur 1 229 000 Hektar. Ganz Europa hat an Wald 30 714 500 Hektar, wovon also die weitaus größere Hälfte auf Rußland fällt.

Ganz anders gestaltet sich die Reihenfolge, wenn man die Länder nach dem relativen Waldbesitz ordnet, worüber wir dem Handbuch der Forstpolitik von M. Enderš folgende Zahlen entnehmen. Hier steht Finnland mit 63 vom Hundert durchaus an der Spitze. Ihm folgen Bosnien und die Herzegowina mit 50 vom Hundert. Aber deren Waldungen sind verhältnismäßig unergiebig, da das rauhe, von vielen unwegsamem Gebirgen durchschnittne Land weder ordentlichen Waldwuchs begünstigt noch den Transport von Stämmen, Balken, Brettern leicht macht. Für den Holzhandel fällt es wenig ins Gewicht. Nahezu ebenfogroß ist die relative Bewaldung in Schweden, nämlich 47,6 vom Hundert. Mittelschweden hat wohl noch mehr Wald, aber der Norden fällt schon zum Teil in die Tundrazone. Es folgt dann eine ganze Gruppe von Ländern, die zwischen 30 und 39 vom Hundert mit Wald bestanden sind, nämlich Rußland 37, Österreich (ohne Ungarn) 32,5, Serbien 32, Bulgarien 30 und Luxemburg 30,4. An der Spitze der nächsten Gruppe steht Ungarn mit 28, das Deutsche Reich mit 25,9, Norwegen mit 21, die Schweiz mit 20,6 und die Türkei mit 20 vom Hundert; die Statistik des letzten Landes ist natürlich sehr unsicher. Zwischen 10 und 19 vom Hundert haben die folgenden Länder: Frankreich 18,2, Rumänien 18, Belgien 17,7, Spanien 16,9, Italien 14,6, Griechenland 13. Unter 10 vom Hundert haben nur die Niederlande mit 7, Dänemark mit 6,3, Großbritannien mit 3,9 und Portugal mit 3,5.

Der Waldreichtum nimmt im allgemeinen handgreiflich von Süden nach Norden zu. Großbritannien, Holland und Dänemark machen eine Ausnahme. Die beiden letzten Länder sind ausgesprochen eben, gebirglos, der Wald hat der Acker- und Wiesenkultur weichen müssen. Die Gefahr der Entblößung von Berghängen liegt nicht vor. Auch vom britischen Königreich gilt das in hohem Maße. Schottland und der Westrand Irlands sind außerdem den atlantischen Stürmen so stark ausgesetzt, daß der Wald nicht aufkommen kann. An Bewässerung mangelt es hier nicht. Die Funktion, die Erdkrume auf den Bergen festzuhalten, übernehmen hier die Heidesträucher und Kräuter. Die britischen Inseln sowie Holland und Dänemark konnten also auch ohne Gefahr die Abholzung betreiben. Der Süden Rußlands ist waldarm ohne menschliches Zutun; auch dort gibt es, außer im Kaukasus, der aber zur Hauptsache in die geschilderten Verhältnisse nicht einbegriffen ist, keine Gebirge, die der Gefahr der Kahlwaschung ausgesetzt wären. Dennoch glaubt man in Rußland Nachteile aus der zunehmenden Abholzung wahrnehmen zu können. Je weiter man in Rußland von Süden nach Norden fortschreitet, desto mehr Wald trifft man an. Im südlichen und auch im mittlern Rußland ist die Frage ausgiebiger Bewässerung im Sommer entscheidend über den Ernteausfall. Der durchschnittliche Regenfall ist auch im südlichen und vollends im mittlern Rußland gar nicht so gering. Aber in größeren Mengen tritt er meist im Winter

ein, während im Sommer zu wenig und oft monatelang gar kein Regen fällt. In solchen Zeiten glüht im Juni, Juli, August tagaus tagein die Sonne vom Himmel herunter, und ein rauher, trockner Nordost streicht über die Felder und dörrt sie vollends aus. Dann kommt es nicht selten vor, daß große Teile Südrußlands gar keine Ernte haben. Das Korn verdorrt unreif auf dem Haln, die Arbeiter verlassen die Gegend, den Ansässigen schaut der bleiche Hunger in die Häuser, nicht einmal für das Vieh hat man Nahrung; für das nächste Jahr fehlt es an Saatkorn, an Zuchtvieh und Arbeitsvieh, die Hungersnot erstreckt ihre furchtbaren Wirkungen bis in die Zukunft hinein. Man will feststellen, daß sich diese schlimmen Verhältnisse langsam nach Norden ausdehnen. Flüsse, die früher permanent waren, werden zu intermittierenden, und intermittierende weisen eine wachsende Zahl von Tagen auf, an denen das Bett trocken liegt. Dies wird wahrscheinlich mit Recht der zunehmenden Abholzung von Wäldern im südlichen Teile Mittelrußlands zugeschrieben. Das Laubdach, das wie ein Sonnenschirm wirkte und die Verdunstung hinderte, verkleinert sich. Viele Leute behaupten sogar, auch der Regenfall vermindere sich infolge der Waldverminderung, doch ist dies noch nicht erwiesen.

In Deutschland sind wir glücklicherweise von solchen Verhältnissen noch nicht bedroht. Unser Vaterland ist vorzugsweise eben, und wo es bergig ist, da liegt der Wald noch fast überall auf den Kuppen. Seine Wurzeln umklammern die Felsen und halten Erde und Wasser oben fest. Nur an vereinzelten Stellen hat man die bösen Folgen der Entwaldung wahrnehmen müssen, so auf dem Hunsrück und in der Rhön, vielleicht auch auf dem Kahlen Asten in Westfalen. Aber längst hat man erkannt, daß zur Forstwirtschaft die rechtzeitige Wiederaufforstung als allernotwendigster Bestandteil gehört. Die jungen Pflanzen müssen wieder Wurzel geschlagen haben, ehe die der gefällten Bäume im Boden vergangen sind. Auch muß immer im einzelnen mit dem Fällen gewechselt werden. Nicht dürfen große Flächen auf einmal bloßgelegt werden. Die Schonung, der Jungwald, der bloßbare Wald, das Gehäu müssen im Gemenge liegen, es muß zwischen ihnen gewechselt werden. Die Privatbesitzer, der Staat als Waldbesitzer und die Obrigkeit wetteifern an Sorgfalt für die Erhaltung des Waldes. Und sie haben Erfolg damit. Der Wald vermindert sich nicht weiter. Im Gegenteil. Im Nordwesten hat man ansehnliche Flächen Heidelandes, die früher ertraglos dalagen, aufgeforstet. Von 1883 bis 1902 hat allein der preußische Staat 73113 neue Forstkulturen angelegt.

„Sicher ist, so sagt Endres in dem angeführten Werke, daß in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts in einzelnen Gegenden Deutschlands viele Waldrodungen vorgenommen wurden. Die Umstände, welche dieselben veranlaßten, waren aber so gelagert, daß es sich mehr um eine Vielheit von Einzelfällen als um eine große Gesamtfläche handeln konnte. Die treibenden Kräfte für die Rodung waren die auf eine rasche Bevölkerungsvermehrung und eine Vergrößerung der Anbaufläche gerichtete volkswirtschaftliche Bewegung. Die Mittel zur Durchführung dieser Bestrebungen boten die ebenfalls in den Anschauungen und Tendenzen der damaligen Zeit begründeten Gemeindevald-

teilungen, Staatswaldverkäufe und Forstrechtsablösungen durch Waldbabfindungen. Die auf diesen Wegen den kleinen bäuerlichen Grundbesitzern ausgelieferten Waldungen wurden meistens gerodet und sollten gerodet werden.“ Seit jener Zeit hat man damit innegehalten und hat den Wald wieder vergrößert. Die gesamte Forstfläche des Deutschen Reichs betrug 1868 13473000 Hektar, 1900 dagegen 13996000. Der Wald hat in diesen zweiunddreißig Jahren also 522000 Hektar, beinahe vier vom Hundert wiedergewonnen. Davon fallen allerdings 400000 Hektar in das erste Jahrzehnt, doch setzt sich die Zunahme immer noch fort.

Wenn man Deutschland viel mit der Eisenbahn durchfährt, kommt man leicht zu der Empfindung, daß man doch eigentlich wenig Wald sehe. Wenn man hernach sieht, daß nach der Statistik ein reichliches Viertel des ganzen Landes mit Wald bestanden sein soll, fühlt man sich versucht, das zu bezweifeln. Schwarzwald, Spessart, Thüringer Wald, Harz, Eifel — ja. Aber wie viele, viele Stunden kann man auch durch Kornfelder, Wiesen, Weiden und öde Heiden fahren, ohne auch nur ein Stückchen Gehölz zu sehen zu bekommen; zum Beispiel im Gebiete der Rübenkultur, in der Ansbacher Gegend, zwischen Schaffhausen und Triberg, in der Oberrheinebene, in Hannover, Schleswig-Holstein, Ost- und Westpreußen. Wie klein erscheint neben diesen riesigen Arealen das Gebiet der Waldgebirge! Sicherlich beruhen die statistischen Zahlen auf Richtigkeit. Wir wissen auch ganz genau im einzelnen, wo der Wald steckt. Natürlich sieht man ihn nicht gerade am leichtesten von der Eisenbahn aus, denn er bedeckt die unergiebigsten, unfruchtbarsten und verkehrsärmsten Landesteile. Preußens Waldbesitz bleibt um mehr als zwei vom Hundert hinter dem Durchschnitt des Reiches zurück. Von seinen einzelnen Provinzen ist Hessen-Nassau mit 39,7 vom Hundert die reichste. Dann folgt schon, was manchen überraschen dürfte, Brandenburg mit 33,4. Die märkischen Kiefernwaldungen sind viel größer, als man ahnt, weil man sie nicht sieht. An absoluter Größe übertrifft der brandenburgische Wald mit 1332000 Hektaren den jeder andern preußischen Provinz, sogar den Schlesiens (1162000). An relativem Walddreichtum kommt das Rheinland mit 30,9 vom Hundert an der dritten Stelle, ein Ergebnis der weiten Eifelwaldungen im Dreieck zwischen Rhein, Mosel und belgisch-holländischer Grenze. Dann erst folgt Schlesien mit 28,8 vom Hundert. In weiterer Reihenfolge: Westfalen, Westpreußen, Sachsen, Pommern, Posen, Ostpreußen, Hannover (17,2). Am geringsten ist der Walddreichtum in Schleswig-Holstein: 6,7 vom Hundert.

Reicher sogar noch als Hessen sind einige thüringische Kleinstaaten: Schwarzburg-Rudolstadt 43,9 vom Hundert, Sachsen-Meiningen 42,1, Reuß j. L. 37,8. Von den Mittelstaaten steht Baden mit 37,7 an der Spitze. Auch Bayern mit 32,5 ist sehr walddreich. Dabei verteilt sich dort der Wald ziemlich gleichmäßig auf alle Provinzen, nur Schwaben ist mit 23,5 vom Hundert stark im Hintertreffen. Hessen hat 31,2, Württemberg 30,8, das Königreich Sachsen 25,8, also genau so viel wie Deutschland im Durchschnitt. Auffallend walddarm sind Mecklenburg-Schwerin 18,0, Oldenburg 10,6 und natürlich die Hansestädte, doch hat Lübeck immerhin noch 13,7; Hamburg hat

nur 4,3; ganz untenan steht Bremen mit 0,2 vom Hundert. Sein ganzer Waldbesitz beschränkt sich auf 48 Hektar! Leider steht Sachsen an der Spitze der Länder, die eine Abnahme des Waldbestandes verzeichnen. Es hat 30600 Hektar, 7,38 vom Hundert seit 1878 verloren. Preußen dagegen hat 145600 Hektar gewonnen. Auch das walddarme Oldenburg hat 12535 Hektar aufgeforstet.

Waldungen sind ihrer Natur nach kein geeignetes Eigentum für Kleinbesitzer; sogar Großbauern könnten in den meisten Gegenden nur ein kleines Gehölz halten. Lange Zeit war auch am Walde kein eigentliches Privateigentum anerkannt. Er verblieb der „Gemeinheit,“ dem Staate, den Fürsten und den Grafen, den Kirchen und den Klöstern, den Rittergutsbesitzern. Noch heute gehört dem Staat ein volles Drittel am gesamten Walde: 33,7 vom Hundert. Ein Fünftel (19,8 vom Hundert) besteht aus Gemeindeforsten, Stiftungsforsten, Genossenforsten. Danach bleibt die kleinere Hälfte im Privateigentum, und von diesem sind 10,4 vom Hundert Fideikommißforsten, während 36,1 auf andre Privatforsten fallen.

Noch gibt es große Flächen in Deutschland, um die der Waldbestand vermehrt werden könnte, ohne daß man das Areal bessern Kulturen zu entziehen brauchte. 633300 Hektar oder 1,2 vom Hundert der Gesamtfläche des Deutschen Reichs sind 1900 als aufforstungsfähige geringe Weiden, Hutungen, Ödland ermittelt worden. Diese haben sich in den sieben vorhergegangnen Jahren um etwa 150000 Hektar vermindert. Führt Deutschland in demselbem Tempo mit der Kultivierung dieser Ödländereien fort, so werden sie in etwa vierzig Jahren verschwunden sein. Hoffen wir das!

Die Verwendung des Holzes zum Brennen tritt immer mehr zurück, immer mehr wird nur nach Brettern und Balken zur Verarbeitung verlangt. Die Eiche behält ihre ausschließliche Verwendbarkeit für besondere Zwecke; auch von der Esche, dem Nußbaum und dem Ahorn kann man das sagen; sie sind übrigens keine Waldbäume. Dem Buchenwalde aber gereicht die Wandlung im Bedarf zum Verderben. Die Buche liefert keine brauchbaren Balken und Bretter. Nur zu Stühlen kann man den majestätischen Baum verwenden, so schlank und gerade er auch im eigentlichen Walde Stamm neben Stamm in die Höhe rekt. Zu diesem Zwecke braucht man aber keine Massenwälder. Zum Brennen ist die Produktion des Buchenholzes zu teuer. Darum wird denn ein Buchenwald nach dem andern durch Anpflanzung von Fichten und Kiefern verdrängt. Im Jahre 1883 betrug die Laubwaldfläche in Deutschland noch 4802000 Hektar, 1900 hatte sie sich schon auf 4544000 Hektar vermindert. In siebzehn Jahren hat sie also 257000 Hektar eingebüßt. In demselben Zeitraum stieg die Fläche des Nadelwaldes von 9106000 auf 9451000 Hektar. Sie hat sich also um 345000 Hektar vergrößert. Die Erscheinung ist aber nicht neu, man kennt sie seit mehr als hundert Jahren.

Im deutschen Laubwalde nimmt die Buche den ersten Platz ein. Man zählt 1827000 Hektar Buchenhochwald, wozu noch Mittelwald und gemischter Wald kommen. Der Eichenhochwald ist viel kleiner, doch zählt man immer noch 532000 Hektar Eichenhochwald. Mittelwald und gemischten Wald ein-

gerechnet, kommt man auf 935 000 Hektar, wozu noch 947 000 Hektar Niederwald kommen, d. h. junge Schüsse aus alten Wurzeln, die hauptsächlich der Gerbrinde wegen aller paar Jahre geschlagen werden. Hochwald aus Birken, Erlen, Espen gab es noch 212 000 Hektar. Alles andre ist unwesentlich.

Vom Nadelholz umfaßt der Hochwald nicht weniger als 8 407 000 Hektar, und davon beansprucht die Kiefer weitaus den größten Teil, nämlich 6 243 000. Das ist beinahe die Hälfte der gesamten deutschen Waldfläche. Der in der Jugend so trübe, im Alter aber schöne Baum beherrscht beinahe den ganzen Wald im ostelbischen Preußen, dessen sandiger Boden ihm genügt. Er liefert äußerst dauerhafte Balken und außerdem in wachsendem Maße das Grubenholz für den Bergbau. Die Fichte oder Kottanne hat immerhin noch 2 817 000 Hektar, hauptsächlich in Süddeutschland, dem Harz, in Thüringen und in Sachsen. Die Weiß-, Schwarz- oder Edeltanne hat demgegenüber ein ganz beschränktes Verbreitungsgebiet nur von 373 000 Hektar, hauptsächlich im Schwarzwald und in den Vogesen. Ganz winzig ist der Bereich der Lärche, nämlich nur 17 000 Hektar.

Die Reineinnahmen aus dem Walde sind natürlich sehr verschieden und weit geringer als aus Äckern, Wiesen und Weiden, im allgemeinen steigen sie. Am geringsten sind sie in Preußen, nämlich 16,6 Mark (im Jahre 1902) auf das Hektar. Immerhin erreichen sie die stattliche Summe von 137 Millionen Mark. Bayern, Braunschweig und Elsaß-Lothringen bringen es auf 24 Mark, Sachsen, Württemberg und Baden auf 44 bis 50 Mark.

Ein dicht bevölkertes Kulturland wie das heutige Deutschland ist völlig außerstande, seinen Bedarf an Holz aus der eignen Produktion zu decken. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hielten sich für unser Vaterland Einfuhr und Ausfuhr noch ungefähr die Wage. Seitdem ist eine massenhafte Mehreinfuhr ganz unerläßlich. In den fünf Jahren von 1897 bis 1901 übersteigt diese jährlich im Durchschnitt 4,3 Millionen Tonnen im Werte von 233 Millionen Mark. Freuen wir uns, daß andre Länder einen Überschuß haben, von dem sie uns verkaufen können! Unser Nachbarreich Österreich-Ungarn steht dabei an der ersten Stelle. Die Einfuhr dorthin betrug in dem genannten Zeitraum jährlich 93,3 Millionen Mark; fast ebensoviel lieferte Rußland, nämlich 89,9 Millionen. Dann kommen Schweden mit 34,9 Millionen, die Vereinigten Staaten (meist besondere Hölzer, Pitch-Pine, Yellow-Pine, Zedernholz) mit 21,9 Millionen, Norwegen mit 3,8 Millionen.

Noch viel größer ist der Bedarf des waldarmen Englands: 500 bis 550 Millionen Mark. In Frankreich beträgt die Einfuhr 88 bis 105 Millionen Mark mehr als die Ausfuhr. Italien importiert jährlich für etwa 65 Millionen Mark, Holland für 30 Millionen Mark, immer nach Abzug der Ausfuhr.

Unter den Holzausfuhrländern ist Österreich-Ungarn eins der bedeutendsten, für uns jedenfalls das wichtigste. Seine Einfuhr beschränkt sich auf wenig Millionen, eine Zahl, die wohl wesentlich außereuropäischen Holzarten gilt, und die sich merkwürdigerweise seit fünfzig Jahren kaum verändert hat. Dagegen fällt seine Holzausfuhr volkswirtschaftlich sehr ins Gewicht. Von wenig Millionen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist sie so angewachsen,

daß sie seit 1898 jährlich 100 Millionen Gulden (170 Millionen Mark) erreicht und 1900 gar auf 128 Millionen Gulden angekommen ist. Davon geht regelmäßig die größere Hälfte nach Deutschland. Auch Italien ist ein sehr guter Kunde, und sogar Rußland, dessen holzarme Südwestprovinzen wohl aus Galizien und Ungarn ihren Bedarf billiger decken als aus Nordrußland. Auch in Rußland hat sich erst in demselben halben Jahrhundert die Holzaußfuhr stark und lohnend entwickelt. Sie ist fast in ununterbrochener Zunahme und hat im Jahre 1903 65,3 Millionen Rubel oder 140 Millionen Mark erreicht. Rußlands bester Kunde ist Großbritannien, das die Hälfte des Ganzen nimmt. Deutschland bezieht nur ein Viertel. Der Rest geht hauptsächlich nach Frankreich und nach Holland. Außerdem versendet jedoch Finnland neuerdings für etwa 100 Millionen Mark. Rechnet man das hinzu, so stehen die Länder der zarischen Krone in der Holzaußfuhr obenan. Ähnlich steht es mit Schweden, dessen Ausfuhr beträgt etwa 160 Millionen Mark.

Unfre Zeit sieht es als etwas ganz natürliches an, daß die Volkszahl aller Länder wächst. Dauernder oder nur selten und örtlich unterbrochener Frieden begünstigt das, ebenso die öffentliche Gesundheitspflege. Es kommt aber ein Umstand hinzu, der sich niemals wiederholen wird: die Aufschließung der Lebensmittelproduktion überseeischer Länder für den Bedarf Europas. Es gibt keine Erdteile mehr zu entdecken. Eine Zeit lang mag die zunehmende Bodenkultur mit dem Anwachsen der Volksmenge noch Schritt halten. Schließlich kommt ein Augenblick, wo der Bedarf die Produktion überflügelt, wo an die Menschheit die Notwendigkeit herantritt, durch Entbehrungen dem Mißverhältnis zwischen Bedarf und Produktion Rechnung zu tragen. Dasselbe gilt von der Holzherzeugung; ja noch mehr. Der Bedarf an Nahrung auf den Kopf der Bevölkerung bleibt am Ende derselbe, der an Holz steigt mit zunehmender Kultur, Wohlstand, Industrialität. Auch für den Holzbedarf kommt die Zeit großer Knappheit. Die ganze südliche Halbkugel liefert der Menschheit nichts nennenswertes; auch die tropische Zone der nördlichen Halbkugel produziert wenig, denn die Urwälder erzeugen kein brauchbares Bau- und Nutzholz. Sollte man die Natur doch dazu erziehen können, so würde sich der Termin des Mangels hinauschieben, aber ausbleiben könnte er gar nicht. Die subtropische Zone ist sehr arm an Waldland. Mexiko ist eine kahle Hochebene, Florida fällt nicht ins Gewicht. Die nordamerikanischen Südstaaten tragen nicht Wälder sondern Baumwollfelder. Von Marokko zieht sich ein breiter, wasser- und waldarmer Gürtel über Nordafrika, Arabien, Mesopotamien, Persien, Turkestan, Tibet, die Mongolei bis nach der Mandschurei. Nur der Himalaja und die Südwestgegenden Chinas sind walddreich, aber das ver schlägt nichts gegen den Bedarf Indiens und Chinas. In dem südlichen Teile der gemäßigten Zone ist Asien ganz walddarm, ebenso Ost- und Südeuropa. In den Vereinigten Staaten sind die Wälder reizend schnell den Urtrieben der Kultur erlegen, und schon führt der Holz hunger zu wachsenden Bezügen aus dem benachbarten Kanada. Das mittlere Europa braucht seine Holzproduktion selbst. Österreich-Ungarns Überschuß reicht schon jetzt nicht aus, Deutschlands Bedarf zu decken.

Drei große Gebiete sind die Hoffungsterne der Kulturwelt, was den Holzbedarf anlangt: die subarktischen Zonen in Europa, Asien und Amerika. Schweden, Nordrußland mit Finnland, Sibirien, Kanada mit Alaska, das sind die Länder, die uns noch lange mit tannenen Balken und Brettern versorgen werden. Nordeuropa haben wir schon berührt. Kanada ist jetzt in vollster Aufschließung begriffen. Im Osten ist das Land kalt und neblig, die Frosthermen gehn weit nach Süden hinunter. Im Nordwesten Kanadas geht die Waldgrenze bis zum 69. Breitengrad, $2\frac{1}{2}$ Grad nordwärts über den Polarkreis hinaus; an der Westküste der Hudsonsbai sinkt sie bis auf $59\frac{1}{2}$ Grad. Noch weiter östlich sinkt sie noch tiefer hinab. Labrador ist arm an Hochwald. Schon vom 50. bis zum 57. Breitengrad ist der Baumbestand dürrig, und weiter nördlich herrscht nur noch Tundra. Aber Westkanada und Südostkanada sind reich an ungeheuern Wäldern, aus denen sich Großbritannien und die Vereinigten Staaten versorgen. Schon fängt jedoch im mittlern Süden, in den Provinzen Manitoba, Assiniboia, Saskatschewan, der Wald an, sich zu lichten und dem Weizenbau Platz zu machen. Die etwas nördlicheren, sich westlich an die Hudsonsbai anschließenden weiten Gebiete sind fast noch unberührter Urwald. Hier ist eine der großen Holzkammern für die Menschheit.

Die Vereinigten Staaten haben das riesige Waldareal von 202 Millionen Hektar, worin Alaska nicht eingerechnet ist. Das ist fast so viel wie das europäische Rußland und Finnland zusammengenommen; auf den Kopf der Bevölkerung macht das 2,6 Hektar aus. Am dichtesten (48 bis 52 vom Hundert der Fläche) ist der Wald in den Nordost- und in den atlantischen Zentralstaaten; am dünnsten im Gebiet der ehemaligen Prärie. Die beiden Dakotas haben nur $1\frac{1}{2}$ vom Hundert. Alaska hat außerdem noch 283 Millionen Hektar Wald, also mehr als die ganzen Vereinigten Staaten. Die walddarmen Staaten beziehen nahezu ihren ganzen Bedarf aus dem nahen Kanada. Andre Teile führen stark aus, jedoch mehr Spezialitäten als gewöhnliches Tannenholz. Im Jahre 1904 erreichte die Ausfuhr von Bau- und Nutzholz 49 Millionen Dollar, die der Holzwaren außerdem noch über 12 Millionen Dollar. Die übrigen amerikanischen Republiken und außerdem England versorgen sich stark in den Vereinigten Staaten. In den Wäldern der großen Republik richtet das Feuer mehr Zerstörung an als die Art. Und schon ist, was diese beschafft, ungeheuer. Nach dem Zensus von 1890 wurde der Wert der Walderzeugnisse auf 1038 Millionen Dollar oder 4,14 Milliarden Mark geschätzt. Diese Verheerungen weckten die Besorgnis, daß eine gefährliche Waldverwüstung entstehen möge. Die nordöstlichen Einzelstaaten suchten zuerst durch Anweisung von großen Summen eine ordnungsmäßige Wiederbepflanzung zu erreichen. Dann erließ die Union 1891 ein Gesetz, kraft dessen der Bundespräsident öffentliche Waldreservationen machen kann. Dieser Art entstanden bis 1897 17 Reservationen von zusammen 7,3 Millionen Hektar, also halb so viel wie Deutschlands ganze Waldfläche. In dem einen Jahre 1897 kamen durch den Präsidenten Cleveland 13 neue Reservationen von zusammen 11 Millionen Hektar hinzu. Seitdem ist wenig mehr geschehen.

Ob nun unter Wald in Amerika immer dasselbe verstanden wird wie in Deutschland, ist wohl eine zweite Sache.

Auch die andre Holzkammer, die sibirische, ist noch kaum berührt. Die süd-sibirische Eisenbahn kann kein Holz ausführen, weil die Entfernungen zu groß, die Frachten zu teuer sind. Im Westen liegt der Waldreichtum Sibiriens nicht. Dort sind zwischen dem Aralsee und dem Ob weite Steppen; wenn man mit der Eisenbahn den Ural passiert hat und ins sibirische Gebiet kommt, passiert man auf weite Entfernungen hin bloß Grasland. Dagegen reicht im Norden die Waldgrenze bis nahe an die Eismeerküste. Nordibirien ist im wesentlichen ein ungeheurer Wald. Allerdings ist der nördliche Teil Tundra. Aus ihrem immer gefrorenen Untergrund können sich keine hochragenden Bäume erheben. Es bleibt also nur der mittlere Gürtel als die eigentliche Waldzone. Noch liegt er so gut wie unberührt da, denn die Transportkosten sind viel zu hoch, als daß man die Schätze heben könnte. Erst wenn wachsender ungedeckter Bedarf in Europa die Holzpreise stark hinaufreibt, wird man daran denken können, sich in Sibirien zu versorgen. Möge dieser Zeitpunkt noch fern sein! Noch ist der sibirische Wald das Reich des fast unverfolgten Wildes. Rentiere, Elche, Hirsche, Rehe, Wildschweine sind vom Menschen noch wenig verfolgt. In Bären und Wölfen sehen sie ihre schlimmsten Feinde. Von den Katzen haufen Leopard, Luchs und Wildkatze, in der angrenzenden Mandchurei gar der Königstiger und der Panther in den unermesslichen Wäldern. Die edelsten Pelztiere, Zobel, Hermelin, Marder, Mörz, bieten dem Jäger die lohnendste Beute. Der Waldgürtel ist sehr dünn bewohnt. An Russen findet man außer an den wenigen Verkehrsplätzen wohl nur Pelzjäger. Zu ihnen gesellen sich leider die sportsmäßigen Wildmörder aus verschiedenen Ländern, die nur ein Interesse am Töten der Tiere haben. Neben den reichlich fünf Millionen Russen werden in ganz Sibirien nur etwa 600 000 Einwohner gezählt, sämtlich mongolischen Stammes. Die Russen wohnen aber weitaus zum größten Teil außerhalb der Waldzone. Kommt es je zu einer forstmäßigen Kultur, so wird man versuchen müssen, die wertlosen Bäume, Birke, Erle, Weide und auch die anspruchlose, kältengewohnte Lärche durch die Fichte und die Kiefer in ihren sibirischen Arten zu verdrängen. Einst wird man in Westeuropa Hölzer verarbeiten, die mit der Eisenbahn vom Ob, vom Jenissei und von der Lena gekommen sind. Möglich ist es auch, daß man das Problem der Schifffahrt durch das Eismeer nach den sibirischen Strömen, an das man einst des Weizens wegen herantrat, gelöst hat, wenn der Holz hunger groß geworden ist.

Für unser Land und unsre Zeit heißt es nur: Halten wir unsre Wälder in Ehren!

